

sen. Wollten die Anhänger beider Sichten zu streiten anfangen, dann würde Simone sie wohl wehmütig-fassungslos anschauen und etwa sagen: Gar nichts habt ihr verstanden. Letzte Erschöpfung und klarste Gnade schließen einander doch nicht aus, sondern ein! „Man muß dahin gelangen, im Leiden, das Nichts und Leere ist, eine noch vollere Wirklichkeit zu finden.“¹⁰

Ich weiß nicht, ob es anderen auch so geht, aber mir macht es auf diese Nachricht hin wieder mehr Freude, kat-holisch zu sein, zwar nicht die Glut, aber doch die Weite des Glaubens dieser Heiligen teilen zu dürfen. Und solche Freuden braucht der Mensch.

¹⁰ *Christliche Mystik* (s. Anm. 1) 469.

Von der Macht, die mehr ist als sie selbst

Josef Sudbrack, München

Der seltsame Titel folgender Überlegungen¹ gründet im Biographischen. Nur auf diesem Hintergrund kann sein Anliegen verstanden werden.

Erfahrung von Ohnmacht

Während des großen Krieges 1939 bis 1945 ist mir das Furchtbare einer Macht, die einen selbst zur Ohnmacht „verdammt“, also zum ohne-„Macht“-Sein gegenüber ihren Drohungen, so erdrückend bewußt geworden, daß ich aus reinem Instinkt heraus am liebsten „Anarchist“ wäre – auch das kann man als „Ohne Macht“ übersetzen.

Es war in Metz, nicht weit von meiner Heimatstadt Trier entfernt; noch einige Jahre vorher hatte ich als Gast bei einem Schwimmwettkampf meine Heimatstadt dort voll Begeisterung vertreten. Aber jetzt, Ende 1943, war die Umgebung ein Kriegsschauplatz, und ich war ein Feind, ein deutscher Infanterist, von der Schulbank aus mit 17/18 Jah-

¹ In etwas anderer Form wurden folgende Gedanken auf dem Engadiner Kollegium, September 1989, in Sankt Moritz vorgetragen.

ren eingezogen und jetzt auf der Flucht vom Kanal über Paris bis hierher, nahe der deutschen Grenze. Die uns verfolgenden Amerikaner waren von erdrückender Übermacht. Zudem hatte mich mein Elternhaus gegen die nationalsozialistische Ideologie zur Genüge geimpft, so daß mir nie nach Heldentum zumute war. Man hätte damals auch blind sein müssen, um nicht zu wissen: Alles ist aus! Wenn ich eine Gelegenheit gefunden hätte, wäre ich desertiert. Aber ich hatte Angst; Angst vor Macht in beiden Richtungen.

Angst vor den Nazis. Eines Tages mußten wir auf einem Schießstand uralte, italienische Vorkriegskarabiner einschießen (es war das „letzte“ Aufgebot an Waffen). Wir hörten ganz in der Nähe Gewehrsalven. Auf die Frage, was das sei, kam die läppisch hingeworfene Antwort: „Da werden Vaterlandsverräter, usw. erschossen.“ Das war die eine Macht, die Angst einjagte.

Die andere „Macht“ war ebenso furchtbar. Wenig später wurden wir in eines der Forts verlegt, die die Preußen nach dem gewonnenen Krieg von 1870/71 gegen die Franzosen errichtet hatten. Alle wußten: Es geht um Tod und Leben. So blickte ich dort einmal ganz kurz durch eine Schieß-Luke auf einen amerikanischen Sherman-Panzer, der aus etwa 30 Meter Distanz mit seinem Geschütz unsere Stellung abtastete, um auf die geringste Bewegung hin loszuschießen. Wir waren praktisch wehrlos. Nur die dicken Betonmauern schützten. Aber auch da erwartete man, daß amerikanische Bomber einmal das Fort aus der Luft ohne eigenes Blutvergießen dem Erdboden gleichmachen würden, um den Widerstand zu brechen.

Damals schlichen wir uns mit schwerem Gepäck (Granatwerfer, als einzige noch brauchbare „schwere“ Geschütze trugen wir in Einzelteilen auf dem Rücken) bei „Nacht und Nebel“ zu diesem Fort hin. Hin und wieder krachte es – wir kannten das und warfen uns geschickt zu Boden. Wäre den Amerikanern unser Lärm aufgefallen, dann hätte ein Feuerüberfall uns wohl ein Ende bereitet. Ich hatte furchtbare Angst vor einem solchen Feuerüberfall oder einer verirrten Granate, doch besonders vor dem künftigen Geschick in dieser schrecklichen Todesfalle.

Vier Tage darauf wurde ich schwer verwundet; meine Kameraden gratulierten mir dazu. Nach zwei Tagen Wartezeit konnte ich zurücktransportiert werden. Was aus meinen Kameraden im Fort geworden ist, weiß ich nicht. Ich hörte später, die Amerikaner hätten das Fort dem Erdboden gleichgemacht. Ich habe immer noch Angst, dem genauer nachzugehen.

Vielleicht wird verständlich, daß ich instinktiv eigentlich „Anarchist“ sein möchte, zumindest ein radikaler Pazifist gegen alles, was mit

„Macht“ zu tun hat; ja... möchte, denn meine rationale Einsicht, mein historisches Wissen und – je tiefer ich mich auf mich selbst besinne – auch mein menschliches Fühlen wissen es anders.

Macht gegen Ohnmacht – Ohnmacht gegen Macht

„Macht verdirbt den Charakter“, heißt ein bekanntes Sprichwort. Jacob Burckhart hat die dahinterliegende Erfahrung bitter ausgesprochen: „Alle Macht ist böse!“² Konrad Adenauer meinte in einem Brief an Theodor Heuss etwas zynisch das Gleiche: „Sie wissen, daß ich Politik für ein notwendiges Übel halte und daß ich der Auffassung bin, die intensive Beschäftigung mit ihr trägt nicht sehr zur inneren Hebung des Menschen bei.“³ Sein späterer Nachfolger im Bundeskanzleramt Willy Brandt, hat dies in seiner Abschiedsrede von 1987 gelassener glossiert. „Es mag sein, daß Macht den Charakter verderben kann, aber Ohnmacht meinem Eindruck nach nicht minder.“⁴

Auch die demoralisierende Wirkung der Ohnmacht habe ich in meiner Soldatenzeit nur zu deutlich erfahren. In der Ohnmacht, der „Nicht-Macht“, dem Ausgeliefertsein an die Mächtigen, wird wohl fast jeder schnell zum feigen Mitläufer und steht in der Gefahr, seine „Ohnmachts“- Minderwertigkeits-Komplexe an anderen, noch Ohnmächtigeren abzureagieren. Man müßte schon ein Heiliger sein oder ein Mahatma Gandhi, um dem zu entgehen. Aber selbst von Gandhi weiß man, wie herrschaftlich er mit seiner eigenen Familie umging.

Man hält solchen Überlegungen über die gefährliche Übermacht der Macht oft entgegen: Aber es gibt doch eine gute Macht! Ja, sicher gibt es auch eine Macht zum Guten und aus dem Guten heraus. Aber schon Th. W. Adorno hat einmal geschrieben: „Die schlimmsten Verbrechen werden mit gutem Gewissen begangen!“ Die Geschichte des Christentums – Kreuzzüge, Inquisition, Hexenverbrennungen, Glaubenskämpfe usw. – liefert ein erschütterndes Beispiel für den sarkastischen Satz des Frankfurter Philosophen. Ähnliches gilt allen Religionen, auch dem sanften Buddhismus, wie wir bei den religiösen Verfolgungen gegen die Tamilen auf Sri Lanka erfahren haben.

² J. Burckhard, *Weltgeschichtliche Betrachtungen*. In: *Gesammelte Werke* 4. Darmstadt 1956.

³ Aus der Besprechung des Briefwechsels von K. Adenauer und T. Heuss. In: *NZZt* 203 (1989) 93.

⁴ Aus den Tageszeitungen.

Wir haben alle schon einmal erlebt, wie hart, wie grausam, wie mächtig im schlimmen Sinn des Wortes auch selbst ein Insistieren auf der Wahrheit sein kann. Die augenblickliche kirchliche Situation – katholisch wie evangelisch – zeigt es. Da steht z. B. innerhalb der Sexualmoral auf der einen Seite eine mit scholastischer Prinzipien-Klarheit deduzierte Wahrheit. Und auf der anderen Seite steht die menschliche Tragik. Beispielhaft hat sich der Moraltheologe Bernhard Häring⁵ damit auseinandergesetzt – eine Art Patriarch unter seinen Kollegen von unangreifbarer christlicher, katholischer Integrität. In einem Brief an Papst Johannes Paul II. zitiert er einen Ausspruch von Professor Carlo Caffara: „Demnach kümmert sich der Mensch, der sich auf die ethische Ebene erhoben hat, nicht im geringsten oder letztlich um die möglichen Folgen, die geschichtlichen Ergebnisse seines Handelns. Er ist über ein solches Kalkül erhaben.“ Die Wahrheit – es geht um ehelichen Verkehr im Zusammenhang mit der viel diskutierten und mißverstandenen Enzyklika „*Humanae vitae*“ – wird in abstrakter Klarheit hingestellt und damit jede mögliche Anfrage aus konkreten Situationen heraus, jede Humanität niedergeschlagen. Auch aus der „reinen Wahrheit“, wie wir Menschen sie kennen, kann „böse Macht“ ausbrechen.

Dagegen stellt Häring Liebe und Verständnis, Gewissen und Barmherzigkeit. Dasjenige, was der Epheserbrief meint, wenn er schreibt: Man müsse „die Wahrheit in Liebe festhalten, pflegen, tun“, wird bei ihm zum Leitfaden. Ich erinnere mich, wie bei einem Kolloquium ein Arzt in überzeugender Menschlichkeit über die Frage sprach: Muß man einem Krebskranken die „Wahrheit“ ins Gesicht sagen? Oder kann nicht die „nackte Wahrheit“ zum Fallbeil der Guillotine werden? Nackte Wahrheit kann töten.

Und Entsprechendes gilt auch für die „nackte Macht“. Auf dieser Ebene allein läßt sich das Dilemma von Macht gegen Ohnmacht, Mißbrauch der Macht gegen Pervertierung in die Ohnmacht nicht lösen.

Wahrheit und Liebe

Über einen der großen Humanisten unserer Zeit, über Schalom Ben-Chorin, schrieb das Freitags-Magazin der Frankfurter Allgemeinen⁶: „Auch darin wurde ihm Buber zum Vorbild, der meinte, der Glaube allein führe zur Bigotterie, der Humor allein zum Zynismus, aber Glaube

⁵ Vgl. die Besprechung in: *GuL* 62 (1989) 399f.

⁶ *Magazin der FAZ*, 21. 7. 1989, 16 a.

und Humor zusammen ergäben jene Mischung, mit der man im Leben bestehen könne.“

Auf unsere Frage übertragen: Wahrheit für sich allein wird brutal; Liebe, die auf Wahrheit verzichtet, wird sentimental; erst zusammen werden beide menschlich. Und ebenso: Macht ohne Barmherzigkeit wird zur Tyrannei; Barmherzigkeit ohne Macht kann nichts ausrichten; beides gehört zusammen. Solche humane Weisheiten besagen in differenzierter Sprachphilosophie ausgedrückt: Die letzte Wahrheit / Weisheit läßt sich niemals auf einen logisch eindeutigen Begriff bringen.

Ein Großer der „philosophischen Mystik“, der moselländische Kardinal Nikolaus von Kues hat in einer faszinierend modernen Weise vor 500 Jahren das ausgesprochen, was damit gemeint ist: „Das Einsehbare, das die Einsicht erkennt, sättigt sie nicht, noch sättigt das Einsehbare, das sie gar nicht kennt, sondern das Einsehbare, das sie als so sehr einsehbar erkennt, daß es niemals völlig eingesehen werden kann.“⁷ Zwischen Wahrheit – also der totalen Einsicht – oder Macht – also dem eindeutigen Kräfteverhältnis – und der humanen Wirklichkeit muß eine Differenz ein Raum bleiben, in der bzw. in dem man – wie der Volksmund meint – auch einmal alle Fünfe gerade sein lassen kann. Nikolaus von Kues beschreibt dies vom Geheimnis her. Es geht weder im logischen Verständnis auf, noch versinkt es in ein irrationales Chaos, sondern steht gleichsam darüber, Logik und A-Logik, Helligkeit und Dunkelheit, Macht und Machtlosigkeit zu einer höheren Einheit verbindend. „Nur das Geheimnis tröstet“, heißt ein großartiger Buchtitel des elsässischen Pfarrers Karl Pfleger⁸.

Wie human dies ist, zeigen Schalom Ben Chorin und Martin Buber, die auf die Symbiose von Glauben und Humor verweisen, was allein den dogmatischen Glauben an eine Wahrheit liebenswürdig und menschlich macht. G. K. Chesterton hat es ähnlich ausgedrückt, als er meinte, daß der Humor die natürliche Grundlage der Demut sei. Im Lachen über sich und die eigenen Angelegenheiten erfährt man sich als „nicht-Herr“, als „nicht-machtvoll“; und erst damit besteht man die Situation – nicht weil man sie beherrscht, sondern weil man von einer Perspektive weiß, in der die kleinen menschlichen Angelegenheiten und Unvollkommenheiten geborgen sind. Man möge zur Illustration die alpenländischen Barock- oder Rokoko-Kirchen vor Augen haben. In ihnen wird der Triumph der Wahrheit von kindlichen Putten, die ihr ausgelassenes Spiel treiben, begleitet. Ohne sie wäre der barocke Triumph

⁷ Nikolaus von Kues, *De visione Dei*, 16.

⁸ K. Pfleger, *Nur das Geheimnis tröstet*, Frankfurt 1957.

der Wahrheit unerträglich; ohne sie würde die Macht zur Tyrannei; ohne Humor wird der Glaube zur Bigotterie, meint Martin Buber und erzählt in den Geschichten der Chassidim den Humor von Menschen, die in einer unbeirrbaren Wahrheitsüberzeugung leben. Tewjes, des Milchmanns, Song⁹ „Wenn ich einmal reich wär‘...“ illustriert dies.

Macht ohne entsprechende warme Menschlichkeit ist schlimm; sie hält die Wahrheit in der Hand wie eine Keule, um alles, was ihr entgegensteht, totzuschlagen.

Monotheismus als politisches Problem

Das Mißtrauen gegen eine Monopolstellung der „Macht“ ist eine anthropologische Basishaltung. 1935 veröffentlichte der Exeget Erik Peterson seinen berühmten Traktat: „Der Monotheismus als politisches Problem“¹⁰. In verschlüsselter Gelehrsamkeit übt er darin eine vernichtende Kritik am Nationalsozialismus und auch an „jeder ‚politischen Theologie‘ ..., die die christliche Verkündigung zur Rechtfertigung einer politischen Situation mißbraucht.“ Auch der Nationalsozialismus rechtfertigte seine Macht, seine Rassenideologie mit metaphysischen Gründen: „Gott-gegeben“ oder „vom Schicksal dazu ausersehen“ usw. Nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus wurde Petersons Buch im Zusammenhang mit der sogenannten „Politischen Theologie“ von J. Moltmann und J. B. Metz gerade auch im evangelischen Raum eifrig diskutiert¹¹. (Peterson wurde als evangelischer Professor für neutestamentliche Exegese von Bonn katholisch.)

Es ging um die Frage: Kann man aus der absoluten Sicherheit des christlichen Glaubens, aus seiner Wahrheit, Handlungsmaximen für die politische Praxis, also für den Umgang mit der Macht, deduzieren?

In einer boshaften Satire greift Peterson eine altchristliche Mönchslegende auf und läßt in einer Traumvision eine himmlische Erscheinung theologisieren: „Wir haben die große Kluft, die zwischen Himmel und Erde war, zuschütten lassen. Jahrhunderte haben wir gebraucht, um diesen größten aller Fortschritte zu erreichen. Jetzt ist das Verkehrshindernis beseitigt!“ Man kann aus der ewigen Wahrheit Gottes gradlinig menschliche Wahrheiten deduzieren! Die irdische Macht ist eins geworden mit der Macht Gottes. Da schreit der Träumer auf: „Und Satan, der

⁹ Lied aus der Operette *Fidler on the Roof*.

¹⁰ Hier zitiert nach: *Theologische Traktate*, München 1951, 105.229.97–100, 101f.

¹¹ Vgl. die Aufsatzsammlung.

sich in einen Engel des Lichtes, ja in den Sohn Gottes verstellt hatte, entwich, und sein Blendwerk zerrann und sein Ort wurde offenbar.“ Peterson denunziert jede ungebrochene Ableitung von politischem Handeln, von Machtausübung aus der Wahrheit des Glaubens heraus als satanisch. Es ist verständlich, daß seine These – gerade weil sie protestierte gegen unhinterfragbare Macht – im Streit um die Gültigkeit einer politischen Theologie eifrig diskutiert wurde.

Das historische Material für seine These nahm Peterson aus der Entwicklung des Christentums zur konstantinischen Staatskirche. Über den großen Origenes und viele andere schmiedet er eine Ideenkette bis zu Eusebius von Cäsarea und Orosius, die eine regelrechte „Augustus-Theologie“ entwickelten. „Der Tag, an dem er im Triumph in Rom einzieht und zum erstenmal die Tore des Janus-Tempels schließt (weil Friede ist), zum erstenmal auch als Augustus begrüßt wird, ist der Tag von Epiphanie, der Tag an dem Christus erschienen ist. ...Orosius schließt daraus, daß die Ankunft des Augustus in Rom eine geheimnisvolle Hindeutung auf die Ankunft Christi enthält... Die Einheit des Imperium Romanum und die Einheit Gottes (sind) miteinander verbunden.“ Orosius setzt Politik und Religion in eins: „ad Christianos et Romanos Romanus et Christianus accedo.“

Orosius wie Eusebius vertraten die arianische Häresie, also einen Monotheismus ohne den „dreifaltigen Gott“. Dies wird nun für Peterson zum theologischen Schibboleth, zum Unterscheidungskriterium: „Im Grunde war diese Fragestellung (des Orosius) schon längst innerlich überholt worden, und zwar durch die Entwicklung der christlichen Theologie selbst. Denn war es richtig, im christlichen Glauben nur den Monotheismus zu sehen?“ In der Theologie des Eusebius und des Orosius „kommt der letzte politische Sinn des Arianismus unverhüllt zum Ausdruck. Der Monotheismus ist eine politische Forderung, ein Stück der Reichspolitik. In dem Augenblick, in dem der Begriff der göttlichen Monarchie, der nur die Widerspiegelung der irdischen Monarchie im Imperium Romanum war, in einen Gegensatz zum christlichen Trinitätsdogma trat, mußte der Streit um dieses Dogma zugleich zu einem eminent politischen Kampf werden.“

Unverschlüsselt mit anderen Worten: Die Gefahr eines radikalen Monotheismus, dem Kirche oft genug zum Opfer gefallen ist und dessen Auswirkungen wir im radikalen Islam erleben, wird in der christlichen Dogmatik durch den Glauben an den dreieinen Gott gebannt: Die Wahrheit, die dogmatisch gleichsam durch den menschgewordenen Logos Gottes vertreten wird, wird zum tyrannischen Irrtum, wenn nicht neben ihr das göttliche Pneuma steht, der Geist, der „weht wo er will“. Er

vertritt in Gott die „Liebe“, mit der nach Paulus allein die Wahrheit gehalten werden darf. Und beide ruhen in der „archē“, dem unauflöslichen und gerade deshalb bergenden ewigen Geheimnis des Anfangs, dogmatisch Vater genannt.

Gottes Heiliger Geist

Peterson kann zeigen, daß das menschliche Anliegen des unreduzierbaren Nebeneinanders von Macht und Barmherzigkeit, von Wahrheit und Liebe aufgehoben ist im vollen christlichen Glauben; und auch dieser ist zugleich dogmatisch klar wie alles analytische Begreifen sprengend. Die dogmatische Formulierung über den Dreifaltigen Gott mag manchem zu ontologisch-festgelegt erscheinen. Doch sie ist sicherlich symbolischer Ausdruck oder – wie es Hans Blumenberg¹² formuliert – „absolute Metapher“ für eine menschliche Urwahrheit: jedes eindimensionale Denken über den letzten Lebenssinn, über Gott – sei es rein pantheistisch, rein monotheistisch oder rein atheistisch – und daher auch über den Menschen verfehlt die Wirklichkeit, die mit Gott, Mensch, Sinn des Lebens gemeint ist.

Walter J. Hollenweger, der in England dozierende reformierte Theologe aus der Schweiz kann sogar an Hand moderner Rechtsgeschichte aufzeigen¹³: „Zur Entstehung des modernen Rechtsstaats haben deren Erbauer Steine aus der Trinitätslehre geholt. Geteilte Macht, nicht absolute Macht, ist die Macht des dreieinigen Gottes. Es ist nicht von ungefähr, daß auf dem Boden des Christentums (und nur auf diesem!) die Idee der Gewaltentrennung im Staat entstand. So wie Gott sich in seiner Dreieinigkeit durch sich selbst relativiert, so begrenzt der moderne Staat in der Gewaltentrennung seine Macht durch sich selbst... Absolute Gewalt im Staat ist Tyrannei. Absolute Gewalt Gottes ist Heidentum. Hans Marti, ein Schweizer Jurist, bezeichnet daher die Gewaltenteilung im Staate als ‚säkularisierte Trinität‘ ... Für mich ist ... die Trinitätslehre ein Denkmal archetypischer Zusammenhänge, ein archaisches Dokument, das uns fortwährend an unsere Bedingtheit erinnert, ein Grenzstein an der Grenze kaum beantwortbarer Fragen, die wir – eben weil wir sie nicht beantworten können – als unbeantwortete offenhalten müssen.“

Hollenweger ist intensiv in der pentakostalen und charismatischen Ausformung des Christentums engagiert, also in einer Weise christlicher

¹² H. Blumenberg in seiner grundlegenden Arbeit: *Paradigmen zu einer Metaphorologie*. In: *Archiv für Begriffsgeschichte* 6, Bonn 1960, 7–142.

¹³ V. J. Hollenweger, *Geist und Materie, Interkulturelle Theologie* 3, München 1988, 328 f.

Existenz, die dem Wirken des Heiligen Geistes weitaus größeren Raum zumißt, als es in der Entwicklung des westlichen Christentums geschah. Es genügt, ostkirchliche Gebete und Biographien aufzuschlagen, um zu erfahren, was unserem westlichen Christentum fehlt und was die Ostkirche in ihrer Geist-Theologie bewahrte: Das ist die Wärme; das ist der Erfahrungsreichtum der Liturgie; das ist die Offenheit für anderes, die man in aller strengen Orthodoxie pflegt; das ist eine hierarchische Ordnung, die sich nicht zu Legalismus und Juridismus verhärtet. Unsere große westliche Theologie ist glücklicherweise unterwegs zur Erkenntnis, daß sie unter der „Geist-Abwesenheit“ leidet.

Man spricht von einem Christ-Monismus, oder, wie Hans Urs von Balthasar zur kirchlichen Dogmatik Karl Barths schrieb, von einer „christologischen Engführung“. Das meint in Weiterführung unserer Überlegungen: Die Glaubensbewegungen entwickeln sich auf rationalen, vernunftgemäßen Linien. Diese verlieren über der Eindeutigkeit des Offenbarungswortes, des fleischgewordenen Wortes Gottes, die Weite des Geistes, „der weht und wirkt, wo er will“ – auch im Nicht-Christen, auch im Atheisten, in allem Sehnen und Wollen der Menschen.

Am schönsten zeigt sich die Weite des Spektrums in der ostkirchlichen Liturgie. Alles, was menschlich erfreuen kann, ist mithineingenommen in die Feier vor Gott: Gesang, Geruch, Geschmack und vor allem das betende Anschauen der Ikonen. Es ist hier nicht der Raum, darauf im einzelnen einzugehen, und auch nicht der Platz, nun auch Kritik am ostkirchlichen Christentum zu üben. Hier ist wichtig, die eigenen Defizite zu erkennen und zu spüren, daß ein Nachholbedarf unserer westlichen Kirchen besteht; sei es, weil das Verharren beim nackten Wort, – sola scriptura – zu einer reinen „Theologenkirche“ führt, sei es weil die juridische Auslegung der Tradition zum formalen Bestimmen der Hierarchie führt – infallibilitas ex cathedra. Die eng verwandten Defizite springen ins Auge. Es geht dabei nicht um ein „Nein“ zur eigenen Tradition, sondern um ein „und“, das „und“ des Heiligen Geistes.

Wiederum übertragen auf unser Problem von der Macht: Christentum glaubt, daß Gottes, des Vaters Macht welthaft-konkret geworden ist in seinem Sohn Jesus Christus – aber das stimmt nur insoweit, wie auch die Wirklichkeit von Gottes Geist im Glauben steht: Gottes Geist, der dem Christentum die Verfügbarkeit über den in Jesus konkret gewordenen Gott (in Wort und in Amt) wieder aus den Händen nimmt. Und wenn dies letztere fehlt, beginnt – da hat Peterson recht – das Heidentum.

Der Geist der Liebe

Ein knappes Gedicht von Reiner Kunze soll eine Konsequenz dieses Gottesbildes vor Augen führen. Es heißt (und Kunze legt viel Wert auf den Gedicht-Titel)¹⁴:

PFARRHAUS
(Für Pfarrer W.)

Wer da bedrängt ist findet
Mauern, ein
Dach und
muß nicht beten

Als eine Pastorin dieses Gedicht für eine Morgenandacht der Synode der Evangelischen Kirche benutzte, erregte sie großen Anstoß. Christa Mewes schrieb von der „Ungeheuerlichkeit des Affronts ... Läßt sich das höchste Gremium der Evangelischen Kirche in Deutschland die Aufforderung zum Nicht-beten-müssen bieten?“

Doch was besagt das Gedicht anderes als das Jesus-Gleichnis vom barmherzigen Samariter, der hilft, ohne nach Konfession zu fragen? als das Wirken von Schwester Teresa in Kalkutta, die hilft, ohne bekehren zu wollen? als... An vieles aus dem christlichen Raum kann erinnert werden.

Hier möge wiederum der Blick auf die Grundlage christlicher Theologie und christlichen Glaubens genügen: Gott läßt sich nicht mit eindimensionaler, einspuriger Begrifflichkeit festlegen: „Der Geist weht wo er will!“ Das Dogma des dreieinen Gottes wird – übersetzt in die Lebenswirklichkeit – zur Befreiung von eindimensionaler, einspuriger Ausdeutung der christlichen Botschaft.

Das Je-Mehr des wahren Gottes

Es widerstrebt mir, die Verse Reiner Kunzes nun auszuwalzen zu einem Traktat über den Heiligen Geist als Geist der Liebe Gottes. Doch hingewiesen werden soll auf die mystische Dimension, die – Reiner Kunze möge verzeihen – sich in den vier Zeilen mit zwölf Worten ausdrückt:

¹⁴ R. Kunze berichtet darüber in: *Süddt. Ztg.* 172 (1989) Samstagsbeilage.

das Wissen nämlich, daß Gott mehr ist als alles Wissen; die Erfahrung, daß Gott mehr ist als alle Erfahrung; der Glaube, daß Gott die Grenzen des Glaubens immer schon überschritten hat.

Meister Eckhart predigte einmal¹⁵:

Denn auch über Gott selbst, soweit er unter diesem Namen,
ja überhaupt unter einem Namen verhüllt ist,
muß die Seele hinausschreiten.

In der Genialität seiner Sprachkraft bringt Eckhart die Basis des christlichen Glaubens, des christlichen Lebens, des christlichen Betens ins Wort: Es ist nur dann der wahre Gott, den ich suche und der mir begegnet, wenn in der Begegnung zugleich die Grenzen alles Begreif-, Sprech-, Erfahr-baren gesprengt werden. Eckhart drückt damit das Kriterium aller christlichen und damit aller wahren Mystik aus: wo eine Gottessuche und -begegnung in eindimensionaler Eindeutigkeit fixiert wird – sei es vom Theologen durch Wissen, sei es vom Meister durch Erfahrung –, hat sie sich schon als Irrtum und Trug erwiesen, ist die Gotteserfahrung zur Perversion geworden. Das Bekenntnis zum dreieinen Gott ist ein glaubensmäßiger Niederschlag dieser mystischen Wahrheit.

Ein letztes Mal auf den Ausgangspunkt der Überlegungen, auf die Macht übertragen: jede eindeutige Fixierung von „Macht“ läuft Gefahr, etwas hantierbar zu machen, das der menschlichen Verfügbarkeit entnommen ist; sie läuft Gefahr, sich an die Stelle dessen zu setzen, der gesagt hat: „Mir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf Erden!“

Aber vielleicht bin ich in meinen Ausführungen auch schon zu weit gegangen im Erklären- und Verstehen-wollen von etwas, das man nur Gott übergeben kann. Und so möge der Leser noch einmal Kunzes Gedicht und Meister Eckharts Predigt-Zitat meditieren. In ihnen drückt sich etwas von „christlicher Mystik“ aus, dasjenige, was die Devise des Ignatius von Loyola sagen möchte: „Deus semper maior“, Gott ist je größer.

¹⁵ Nach J. Sudbrack/W. Ligges, *Das wahre Wort der Ewigkeit wird in der Einsamkeit gesprochen. Meister Eckharts Seinsmetaphysik und die Erfahrung der Wüste*, Würzburg 1989, 82.